

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 18 (1928)  
**Heft:** 1  
  
**Artikel:** Der Vogel im Käfig  
**Autor:** Wenger, Lisa  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-633415>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 1  
XVIII. Jahrgang  
1928

Bern,  
7. Januar  
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

## Drei Wege.

Von Heinrich Anacker.

Viele leben am eigenen Leben vorbei,  
Kennen nicht Jubelstürme noch Sehnsuchtschrei.

Ziehn ihre ebene Straße, lau und matt,  
Steigen ins Grab wie ein unbeschriebenes Blatt.

Viele werfen ihr Leben in den Kot,  
Tag und Nacht von zehrendem Brand durchloht.

Ihre Augen glimmen in roher Gier;  
Ihre Götzen, sie heißen Gold und Tier.

Wenigen nur ist Seelenregung zart  
Mit des Blutes brausendem Klang gepaart.

Wenigen nur erwacht dazu der Geist,  
Der mit Adlerschwingen die Welt umkreist.

Dennoch, traute Brüder und Schwestern mein:  
Laßt uns Sucher des Dritten Weges sein!

## Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich. 1

### Erster Teil.

Eigentlich durfte man behaupten, daß es der Frau Ottilie Lenz dadurch nicht schlecht ergangen war, daß ihr Mann im März 1874 das Weite gesucht hatte. Denn erstens: Was war das für ein Mann gewesen? Zweitens: Sorgt nicht von dem Augenblick an die Familie für sie? Und drittens: Deffnete ihr nicht Frau Adeline Petitpierre, eine der letzten aus dem Geschlecht der Schwendt, Haus und Arme?

Und ein Haus war das, das sich sehen lassen durfte. Wie eine Festung aus der Barockzeit stand es da, schneeweiß, mit rundem Turm und vorspringendem breiten Gesims, mit den Schnörkeln über Fenster und Türen, die zwar schmal, aber von schwerem Eichenholz waren und von steinernen Engeln bewacht wurden. Das weiße Haus nannte man es in der Gegend.

Vom Garten aus konnte man tief in die Straße hinunter sehen. Er lag elf Ellen hoch darüber, vornehm und abseits. Eine hohe Mauer stützte ihn. Stark riechende Zitronellenbäumchen, Feigenbäume und rote Granaten schützten die Terrasse vor Staub und unerwünschter nachbarlicher Teilnahme. Gegenüber, nur durch die Straße und einen schmalen Grasstreifen getrennt, lag der Neuenburgersee.

Frau Adeline Petitpierre bewohnte früher nur im Sommer das weiße Haus in Bellerive, im Winter blieb sie in der bernischen Hauptstadt. Dort gehörte ihr eines

der alten Patrizierhäuser, und sie hatte den ersten und zweiten Stock für sich behalten, den dritten einer Verwandten, der kleinen Tante Marie, abgetreten. Neuerdings blieb Frau Petitpierre auch im Winter in Bellerive.

Die gute Ottilie Lenz, die durch ihre Großmutter ein Anhängsel der Familie Schwendt war, durfte mit ihrem Töchterchen Rahel alle die Herrlichkeiten des Hauses, des Gartens und der Weinberge genießen, die das sommerliche Besitztum einschlossen. Im Juni duftete es von blühenden Reben weit hinaus, und im Herbst schillerten die roten und weißen Trauben durch das zackige Laub.

Frau Ottilie sah gern in der Sonne. Als sie jung war, tat sie es um des Geflimmers willen ihrer goldblonden Haare, jetzt liebte sie die Sonne, weil es sie ihr Leben lang ein wenig von innen heraus gefroren hatte.

Sa, in diesem Paradies lebte sie, sorgte für ihr Kind, und fürchtete, verehrte und liebte zugleich die zartgliedrige, höchst vornehme und sehr bestimmte Adeline Petitpierre, ihre Verwandte.

Ottilie Lenz war, als sie noch Schwendt hieß, ein hübsches Mädchen gewesen. Trotzdem war es ihr lange nicht gelungen, sich zu verheiraten. Aber einmal — es war ein Herbsttag und von den Bergen her glänzte es silbern — verliebte sie sich dennoch. Und zwar genau in den Menschen, in den sie sich zuletzt, aber auch zu allerletzt hätte verlieben sollen, nämlich in den schönen Brecht Lenz, von dem sich die

Stadt unzählige Witze, Torheiten, auch Gemeinheiten erzählte. Lenz war Hilfsredaktor in der Buchdruckerei des Onkels Schwendt, der sie aus politischen Gründen betrieb. Bei einem Nachessen saß Ottilie neben diesem Mann, der in ihr die Tochter aus vornehmerm Hause sah, sogleich die bequeme und blinde Gattin erkannte, und über den Mangel an Mammon darum hinweg sah, weil er sich viel von Ottiliens Verwandtschaft versprach, die, wie jedermann wußte, keinen fallen ließ, der zu ihr gehörte. Er wollte sich durch eine Heirat mit dem nur leidlich hübschen Mädchen einen sichern Hafen schaffen, der ihm, wie er klugerweise voraussah, einmal sehr von Nutzen sein könnte.

Herr Brecht Lenz war ein witziger Mann, ein Mann von Welt, ein Mann von Geist und Klugheit. Ein Mann von Grundsätzen war er nicht, und darum schaute er auf die Bürger der Stadt, die Grundsätze für einen Ehrenmann als unerlässlich ansahen, ebenso mitleidig als frech herunter. Herr Brecht Lenz war aber vor allem ein schöner Mann. Das bestätigten ihm die Kellnerinnen, denen er gute Trinkgelder gab, die Mädchen, mit denen er in den Vorstädten tanzte, das sagten oder bewiesen ihm auch allerlei Damen der Gesellschaft, die mit der Bürgerschaft in vielen Dingen nicht einig gingen. Das sagten ihm vor allem seine abendlichen Freundinnen, durch deren Umgang er von jung an gelernt hatte, von den Frauen als von den Weibern zu reden. Er hatte sie gründlich studiert, die Weiber, verstand sich trefflich mit ihnen, zog sie bei weitem den Madonnen vor, und versprach sich großen Spaß davon, sich nach der Heirat von den blauen Augen und dem kleinen Mund seiner Frau bei den weit auffälligeren und täglich sich erneuernden Reizen seiner Freundinnen zu erholen.

Kurz und gut, alle diese Eigenschaften des Herrn Lenz bewirkten, daß sich in der Familie Schwendt ein Sturm erhob, der ehrlich und wohlmeinend des Mädchens Zukunft und Glück galt, und der sich erst legte, als Ottilie, die eine Weile wie blind und taub war, ihren Brecht heiratete, trotz alledem. Die Familie tat ein übriges, steuerte Ottilie aus, wie es sich für ein Mädchen aus ihrer Mitte schickte, und sagte im übrigen dem Paar das schlimmste voraus.

Die Familie behielt natürlich recht.

Bald entsprossen Ottiliens Brautkranz die Dornen. Sie wußte zuerst gar nicht, daß es schon Dornen waren, und nahm an, es sei eben in der Ehe wie überall in der Welt, daß des Lichtes Zwillingbruder der Schatten sei. Sie sagte sich, was sie schon aus den Schulbüchern wußte, daß kein Mensch ohne Fehler sei, also auch ihr Brecht nicht. Nach und nach aber kam sie darauf, daß er denn doch ein allzu gerüttelt Maß Fehler habe. Der schöne Brecht blieb der schöne Brecht. Er betitelte seine Madonna „Alte“ und suchte nach Weibern, da er sich bei den Frauen nicht wohl fühlte, und auch gar nicht daran dachte, bei ihnen anzufragen, was sich zieme. Im Gegenteil, er war froh, daß er es nicht wußte.

Ottilie wehrte sich verzweifelt, als sie Brecht mit ihrem Nadelgeld, ihrem Sparbüchlein und den zinstragenden Papierchen, die die Verwandten ihr gelassen, helfen sollte, seine Forschungen über das Seelenleben der Damen aus der Brummgasse zu erweitern. Doch ohne Erfolg. Sie vermochte sich gegen ihren Mann nicht zu wehren. Er gedieh, schrieb Gedichte und Verse, die die Stadt mit Behagen las, denn sie rissen meist etwas herunter, das andern wert-

voll war, oder geißelten einen Hochstehenden, einen Erfolgreichen, oder einen, der ihm politisch nicht in den Kram paßte. Er schrieb auch Novellen, ließ sie aber im Ausland drucken, da sie ihm wohl Geld eintrugen, aber keine Ehre gebracht hätten.

Schließlich brach ihm seine Charakterlosigkeit aber doch den Hals. In seinem Blatt, das er aus den Mitteln der Familie gegründet, wurde die Regierung heftig angegriffen, geschmäht und verunglimpft. Ein Kampf für und wider entspann sich in der Stadt, die sich in das vornehme zurückhaltende Lager und in das rücksichtslos demokratische spaltete. Beinahe entstand eine kleine Revolution. Man riß sich des Abends die Zeitung aus den Händen. Wer die angreifenden Männer waren, wußte man nicht. Brechts Zeitung zog mit Schild und Lanze aus und wütete gegen die regierungsfreundlichen Kreise. Sie ließ durchblicken, daß ihr manches bekant sei, das sie nur zu nennen brauche, um ihrer Partei zum Siege zu verhelfen. Sie geißelte, spie Gift und Galle, und händereißend liefen die Demokraten durch die Stadt und riefen sich zu: Der Brecht Lenz, der gibt es ihnen!

Aber plötzlich erschienen Mitteilungen in den gegnerischen Zeitungen, die nur aus dem engsten Kreis der Feinde stammen konnten. Es wurden Briefe veröffentlicht, die die Demokraten aufs traurigste bloßstellten. Namen wurden genannt, Fragen aufgeworfen, daß den Demokraten die Galle überließ und sie Nachforschungen anstellten, von wem diese verräterischen Aufklärungen stammen mochten. Und plötzlich begann es zu summen und zu brummen, zuletzt zu rufen und zu schreien: Der Brecht Lenz ist der Verräter, der Brecht Lenz hat seine eigene Partei verraten, der Brecht hat die Namen seiner Freunde genannt und den Feinden ausgeliefert. Psui Teufel!

Und dann hagelte es Beschuldigungen. Verbotene Machenschaften aller Art kamen ans Licht. Man rief in beiden Lagern nach den Landjägern, sprach von Gefängnis und Schallenwerch und freute sich, den Brecht, den nun auf einmal alle verachtet haben wollten, mit kahlem Schädel und in gestreiftem, zweifarbigen Tuch im großen Schallenwerchrad den Tag tottreten zu sehen.

Aber der Brecht machte der Stadt die Freude nicht. Er schrieb einen letzten Artikel in sein Blatt, strotzend von Bosheit und Schamlosigkeit, in dem er die angegriffene Partei aufs schändlichste bloßstellte und die eigenen Freunde in den Schmutz zog. Dann verduftete er, nachdem er in aller Stille zu Geld gemacht, was sich nicht wehrte, und zog hinaus, Ungarn zu, wie man sehr viel später erst erfuhr.

Am Morgen las man in der Abendpost folgendes Abschiedslied:

Leb wohl, du alte Schweizerstadt,  
Leb wohl, freihetlich Küchenblatt,  
Dich hab' ich lange redigiert,  
Manch faulen Witz hineingeschmiert,  
Der letzte war der allerbest,  
Leb wohl, du lausig Bürgerneft.

Leb wohl, du Gattin, mir so treu.  
Liebt ich auch andre nebenbei,  
So ließ ich doch zum guten Glück  
Nicht ohne Hoffnung dich zurück.

Lebt wohl, ihr Bürger, dumm und brav,  
Ihr Ochsen, Schweine, Esel, Schaf.  
Wie ihr's verdient, so mög's euch gehn,  
Will's Gott auf Nimmerwiedersehn.



Ad. Cléche: Schneeschmelze.

(Klischee aus „Saanen“, VII. Band des „Bärndütsch“-Werkes von Dr. Eman. Friedli. Verlag A. Franke u. G., Bern.)

Der Aufruhr, der sich beim Lesen dieser Verse in der Stadt erhob, war ein unbeschreiblicher. Die Bürgerschaft war so erregt, daß sie kaum die Hälfte der mit Spikzen und Zaden versehenen Wegglein zum Frühstück essen mochte, und sie infolgedessen am nächsten Morgen altbacken verzehrte, was den Bäckermeistern der Stadt einen namhaften Ausfall verursachte. Vor allem war die Frauenwelt außer sich ob dem Schimpf, den der Entflozene seiner Frau angetan, und der schöne Brecht wäre wohl nicht lange mehr der schöne Brecht geblieben, hätten die Erzürrnten den Redaktor erwischen können. Ein allgemeines Mitleiden schwebte über dem Hause der guten Ottilie wie eine rötliche Abendwolke. Sie wußte sich vor Scham und Schmerz in ihrer tiefen Bekümmernis nicht zu helfen und verließ wochenlang ihre Wohnung nicht.

Der Augenblick war nun gekommen, wo sie erfahren sollte, was es heißt, eine Familie zu haben. Es regnete ihr Wohlthaten ins Haus. Die Aermereu — soweit man von Aermereu reden konnte — brachten das Notwendigste, als Tee, Schokolade, einige Pakete der neumodischen Stearinkerzen, und ein paar Flaschen Neuenburger, denn sie hatten alle bei St. Blaise Neben. Die Bemittelten liehen ihr einen Sad Zucker und einen Sad Kaffee ins Haus Schaffen, von dem sie annahmen, daß er der guten Frau ein Leben lang reichen würde, und legten einen Briefumschlag mit einer Banknote darin unter das „Blomb“ auf ihrem Arbeits-tisch. Die Raiven drückten ihr etwa eine Silberrolle in die Hand, denn sie wollten sich an Ottiliens Freude erquiden, erlebten aber Enttäuschungen, denn Ottilie wurde nur rot, nickte mit dem Kopf und drückte ihnen die Hand. Sie sagte

nicht einmal „vergelt's Gott tausendmal“, was einem Wohl-täter doch so angenehm klingt.

Die tiefsten Schatten liehen trotzdem nicht lange auf sich warten. Geld war in kurzer Zeit keines mehr da, denn Brecht hatte Schulden hinterlassen. Die Wohnung mußte aufgegeben werden. Wohin mit der Frau? Wo sollte sie ihr Kind zur Welt bringen? Wovon sollte sie künftig leben? Wieder trat die Familie zusammen. Diesmal nicht mehr bei der Großmutter — denn sie war gestorben und nannte auf dem „Monbijou“ eine prachtvolle Marmorsäule ihr eigen mit einer Trauerweide darüber —, sondern bei der kleinen etwas verwachsenen, herzensguten und vermöglichen Tante Marie, die in der Marktgasse Adeline Petitpierres breites, schönes Haus bewohnte, aus dem aus allen Fenstern die roten Kissen und bunten Blumen leuchteten, die den stilvollen Häusern der Stadt ein so freundliches Gepräge geben. An einem Sonntagnachmittag fanden sich alle zusammen, Ottilie ausgenommen, da man natürlich ohne sie besser reden konnte, wie einem ums Herz war.

(Fortsetzung folgt.)

## „Saanen“.

VII. Band des „Bärndütsch“-Werkes von Dr. Em. Friedli.  
Verlag A. Franke u. G. Bern. Geb. Fr. 25.—

Wir haben den neuesten „Bärndütsch“-Band von Dr. Friedlis großangelegtem Sprach- und Heimatkundewerk bereits angekündet. Der Band bildet in gewissem Sinne einen Abschluß des Unternehmens, insoweit als der Verfasser auf seiner Wanderung kreuz und quer durch das Bernerland in dessen Südwestecke angelangt ist und ihm hier die Kantons-